

TRAUER

Am 25. Januar hatte mein Freund Wolfgang diese Welt verlassen, war nach relativ ruhigem Schlaf einfach nicht mehr aufgewacht.

Dieser Tag markierte einen Tiefpunkt in meinem Leben.

35 Jahre lang waren wir, mit nur einer kurzen Unterbrechung, beste Freunde gewesen; immer bereit, füreinander einzustehen oder dem anderen zu helfen. Daneben teilten wir natürlich die angenehmen Seiten des Lebens. Uns verbanden das gemeinsame Studium, zusammen gefeierte Feten, das Gitarrenspiel und Singen, das gemeinsame Brennholzmachen, gegenseitige Hilfe bei diversen Baumaßnahmen, wie später dann quasi- familiäre Bindungen: Wolfgangs Sohn Henning hatte mich, kurz bevor er 14 wurde gefragt, ob ich sein Pate werden wollte. Darüber hatte ich mich sehr gefreut und mit vollem Herzen eingewilligt.

Und dann war im letzten Jahr Wolfgangs heimtückische Krankheit entdeckt worden und die Welt war nicht mehr wie zuvor.

In den langen Tagen und Nächten des Beisammenseins mit Wolfgangs Familie nach seinem Tod hatte ich gespürt, dass sein Geist in dem, wie die Familie und die Freunde zusammenstanden und sich gegenseitig stützten, immer präsent war und vor allem von der jungen Generation aktiv gelebt wurde. Ein wenig war die Stimmung der frühen Jahre, als wir uns beim Studienanfang über den Weg gelaufen und schnell Freundschaft geschlossen hatten, in dieser Schicksalsgemeinschaft wieder zu spüren gewesen. Der Zusammenhalt hatte uns Kraft gegeben, diese schwere Zeit zu überstehen.

Eine Woche vor Wolfgangs Tod, ich hatte nicht geglaubt, dass er so bald gehen würde, führten wir ein sehr langes, intensives Gespräch. Wir hatten Pläne gemacht für die Zeit nach seinem Krankenhausaufenthalt. Mit mehr als nur einem Funken Hoffnung, dass sich alles noch

zum Guten wenden würde, war ich an jenem Sonntag zurück nach Hause gefahren. Noch am gleichen Abend hatte ich einen Flug nach San Sebastian gebucht. Ich hoffte darauf, dass der Camino auch in diesem Jahr wieder eine Kraftquelle für mich werden würde. Viel Zeit, mich auf die Reise einzustellen, war mir nicht geblieben. Einige Aufträge waren vorher noch abzuarbeiten und jede freie Minute verwendete ich darauf, den Bau meines Blockhäuschens voranzutreiben. So waren die Wochen verronnen, ohne dass ich mich intensiver mit der unmittelbar bevorstehenden Abreise auseinandersetzte.

AUFBRUCHSTIMMUNG

Ich hatte also beschlossen, erneut zum camino* zu gehen. Zum einen wollte ich eine begonnene Sache unbedingt zu Ende bringen, zum anderen waren noch so viele Fragen offen, denen ich in Ruhe nachgehen wollte. Abgesehen davon, brauchte ich keinen Grund, das erneut zu tun, was mich im Vorjahr derartig bewegt und mir so viel Kraft für dieses schwere Jahr gegeben hatte. Mit neuer Lebenslust war ich im letzten Jahr nach Hause gekommen aus Santiago, hatte mit großem Spaß ein Büchlein aus meinen Erlebnissen werden lassen und eigentlich war schon damals klar, dass ich zurückkommen würde, zum Jakobsweg.

Auch diesmal möchte ich dich lieber Leser mitnehmen auf meine Reise und wünsche uns dabei, wie sollte es anders sein:

BUEN CAMINO!

*Im Text habe ich die Substantive, die dem Spanischen oder auch dem Englischen entstammen, wie in diesen Sprachen üblich, klein geschrieben.

AURA

Er war losgegangen in Agès an diesem frischen Morgen. Der Wind hatte die Regenwolken vom Vortag vertrieben. Hinter ihm kroch die Sonne über den Horizont. Er genoss ihre wärmenden Strahlen in seinem Rücken. Der klare Morgen beflügelte ihn, lies in ihm die Aufbruchstimmung wach werden, die er so gern mochte. Flott schritt er aus. Schließlich wollten auch an diesem Tag wieder gute 40.000 Schritte aneinandergereiht werden. So war er in Richtung Atapuerca gewandert. Sein Schatten eilte ihm voran. Links vor ihm im saftigen Grün des Weizenfeldes sah er seinen Umriss, der ihm stets ein paar Schritte voraus war. Eine Weile hatte er seinen Blick auf den Schatten gerichtet, bevor ihm eine Eigenart des Schattenrisses aufgefallen war. Um den Bereich seines Kopfes herum sah er ein helles Leuchten, das er sich nicht erklären konnte. Er blickte zurück, um die Ursache dieser Beobachtung zu ergründen, hatte aber keine plausible Erklärung für dieses Phänomen finden können. So machte er ein Foto, in der Hoffnung, auf einer Vergrößerung später doch noch einen Hinweis auf die Ursache dieser Erscheinung zu finden. Dann setzte er seinen Weg fort durch die blühende, anheimelnde Heidelandschaft hinauf nach Matagrande. Als er oben am Bergkreuz angekommen war, hatte er seine Beobachtung schon wieder vergessen.

Erst am Abend, als er mit Patrizia ins Gespräch gekommen war, erinnerte er sich an die Erscheinung im Weizenfeld.

PATRIZIA

Er hatte auf der Plaza vor der Kathedrale gesessen und einen rosado getrunken. Heiß war es an jenem 20. April. In vollen Zügen genoss er den lang ersehnten Vorgeschmack auf den Sommer. Der bestellte ensalada mixto ließ auf sich warten. Zwanzig Minuten hatte er dem Kellner gegeben, bevor er nach dem Verbleib seines Salates fragte. Seine

Nachfrage hatte den armen Kerl ziemlich verwirrt. Der hatte die Bestellung offenbar missverstanden und vermutet, dass er gemischte Nüsse bringen solle. Die waren freilich bereits zusammen mit dem Wein serviert worden. Da in Spanien oft solche Snacks zu den Getränken gereicht wurden, hatte er sich nichts dabei gedacht und die Nüsse zum rosado geknabbert. Als er jetzt erfuhr, dass in diesem Lokal draußen keine Speisen serviert wurden, beschloss er, zu gehen und sein Abendessen in der Herberge einzunehmen.

Zurück im hostel, hatte er seinen Verpflegungsbeutel aus dem Rucksack genommen und war hinunter in den Aufenthaltsraum gegangen; am Kühlautomaten zog er sich einen Saft und setzte sich zwischen die beiden Asiatinnen, die er in den letzten Tagen öfter getroffen hatte und eine junge Frau, die er nicht kannte. Sogleich hatte diese ihr Gespräch mit dem gegenüberstehenden Osteuropäer abgebrochen, nach seinem Namen gefragt und schnell waren sie in ein intensives Gespräch vertieft. Er wusste nicht warum er ihr so viel über die Motive seiner Reise zum Camino erzählte. Er spürte aber, dass Patrizia genauso tief berührt war von dem Erzählten, wie er selbst. Bis zu diesem Zeitpunkt war ihm nicht bewusst gewesen, dass ihn die Geschehnisse des letzten Jahres noch so heftig bewegten.

Sie hatte ihm geraten, am Cruz de Ferro ein tribute, wie sie es nannte, für seinen verstorbenen Freund abzulegen. Das sollte ihm dabei helfen, für sich Frieden zu finden, aber auch dem Verstorbenen signalisieren, dass es in Ordnung gewesen war, diese Welt zu verlassen.

Auf einem Fetzen Papier fertigte sie eine Skizze an, um das Gesagte zu erläutern. Darauf war ein Strichmännchen zu sehen gewesen, aus dessen linken Brustbereich, ein Pfeil nach oben wies. Er verstand die Welt nicht mehr. Dies war der Teil von ihm, den er mit Krankheit und Schmerz verband, seit seiner Jugend. Der Teil, der schmerzte, wenn er sich schwach und angreifbar fühlte oder von Erkrankungen ihm na-

hestehender Personen erfuhr. Er wusste nicht, was er von all dem halten sollte. Das Ganze erschien ihm mystisch und doch war da eine unterschwellige Selbstverständlichkeit, die ihm zu sagen schien: nimm es einfach, wie es ist!

Er dachte darüber nach, ob er seinem Freund wohl bald folgen würde. Vor Jahren hatte er einmal die Eingebung gehabt, dass er nicht älter als 60 werden würde. Er spielte mit dem Gedanken, sich mit einem baldigen Ende zu arrangieren; -wollte wissen wie es sich anfühlte, bereit zu sein für den Wechsel in die Welt nach dem irdischen Leben. Und doch: eigentlich wollte er noch einiges erledigen, hier in diesem Leben. Seine Zukunft hing wohl ganz davon ab, welche Überzeugung sich in seinem Unterbewussten manifestieren würde.

So schnell, wie er in Patrizias Leben getreten war, hatte sie sich aus seinem auch gleich wieder verabschiedet. Kurz vor 22⁰⁰ wünschte sie eine gute Nacht und verließ still den Aufenthaltsraum. Das Gespräch aber, das sie geführt hatten, lies ihn nicht los, an diesem Abend in Burgos.

ABSCHIED

Ein wenig versöhnte mich der klare, frostige Morgen, der einen Hauch von Frühlingserwachen in sich trug, mit meiner Zerrissenheit. Diese hatte sich in den letzten Tagen, wie meist vor Aufbrüchen zu neuen Ufern, in meinem Fühlen breitgemacht. Ein klarer blauer Himmel wölbte sich zwischen Söhre und Habichtswald. Ich war fröstelnd hinübergegangen zur Werkstatt, um den Heizkessel ein letztes Mal anzuzünden, bevor mein Vater diese Aufgabe für die Zeit meiner Abwesenheit übernehmen würde.

Der Abschiedsschmerz, der sich anfühlte wie vorweggenommenes Heimweh, steckte mir diesmal tiefer in den Knochen, als ich es zugeben wollte. Ich fühlte mich schwach und verletzlich. Und auch Petra hatte gesagt, dass sie Abschiede hasste und es vorziehen würde, wenn mich jemand anderer zum Fernbus nach Kassel brächte. Auf keinen Fall würde sie warten, bis der Bus führe, sondern mich nur absetzen und dann gleich wieder zurück fahren, nach Hause. Vermutlich hingen die heftigen Gefühlsregungen bei diesem Abschied mit den Ängsten, die Wolfgangs Tod bei uns wachgerufen hatte, zusammen.

Der Bus war noch nicht da, als wir am Wilhelmshöher Bahnhof ankamen. So war Petra doch noch ausgestiegen und hatte sich eine Zigarette angezündet. Sie wollte mich wohl nicht alleinlassen, bevor meine Weiterreise geklärt war. Als zwei junge Mädels mit Gepäck eintrafen, fragte ich diese nach ihrem Reiseziel. Da beide auch um 13⁵⁰ per Flixbus nach Hamburg reisen wollten, schien alles seine Richtigkeit zu haben. Eine Umarmung, etwas fester als üblich, ein letzter Kuss, dann stieg Petra ein, winkte kurz und nahm die Abbiegespur in Richtung Heimat.

7. APRIL / AUFBRUCH / KASSEL - HAMBURG

Nur kurz hatte ich mit Miriam gesprochen, die in Hamburg aufgewachsen war, und jetzt einen Besuch dort machen wollte. Dann traf der Bus ein. Gelenkt von einer jungen Frau, die prima hupen konnte, steuerte der Bus seine Haltestelle an, die von einem PKW blockiert wurde. Da half allerdings auch die Huperei nichts, weil der zugehörige Fahrer weit und breit nicht zu sehen war. So blieb der Dame nichts Anderes übrig, als den Bus mit etwas Kurbelei in die gewünschte Parkbucht zu manövrieren.

Mit Unterstützung des Beifahrers waren die Gepäckstücke schnell im Kofferraum verstaut. Der Bus startete pünktlich in Richtung Hannover. Gern hätte ich noch ein wenig weiter gesprochen mit Miriam. Im Bus waren aber nur noch wenige einzelne Sitze frei. So hatte ich eine junge Frau gefragt, ob ich den freien Platz neben ihr einnehmen dürfte. Wortlos hatte sie genickt, ohne die Kopfhörer ihres Handys aus den Ohren zu nehmen. Unterwegs packte ich den Rest meines selbst gebackenen Rührkuchens aus und bot meiner Nachbarin ein Stück an. Sie nahm es gern und es schien ihr zu schmecken. Na wenigstens das! In Hannover hatte sie dann den Bus verlassen und ich hatte jetzt zwei Sitze für mich allein. Ein Stau hinter Hannover und der dichte Berufsverkehr in Hamburg hatten für eine gute Stunde Verspätung gesorgt. Deshalb rief ich in der Jugendherberge an, um meine spätere Ankunft anzukündigen und bat darum, das bestellte Bett in jedem Fall für mich freizuhalten. Am Hamburger Bahnhof angekommen, hatte ich zwei Ordnungshüter nach dem Weg zur Jugendherberge Stintfang gefragt. Die sahen mich allerdings nur verständnislos an und betonten, dass diese zu Fuß mehr als eine Stunde entfernt sei. Nun gut, auch ich war zu diesem Zeitpunkt noch nicht so weit in die Denk- und Handlungsabläufe des Camino eingetaucht, dass ich ganz selbstverständlich zu Fuß losgegangen wäre. Also hatte ich mich an einem Kartenautomaten der S-Bahn zu schaffen gemacht. Es gelang mir jedoch nicht zu durchschauen, für welche Zone ich die Karte lösen

musste; die Automaten der Metro, letztes Jahr in Paris, waren einfacher zu bedienen gewesen! Also löste ich eine Karte der niedrigsten Tarifgruppe in der Annahme, dass die Landungsbrücken nicht so weit vom Bahnhof entfernt sein konnten. Außerdem wollte ich natürlich sparsam mit meiner Reisekasse umgehen. Ich lag richtig, eine Viertelstunde später erreichte ich die Landungsbrücken. Vorbei am nördlichsten Weinberg der Republik war ich die Stufen zur Herberge hinauf geschritten.

Schnell hatte ich eingecheckt und das mir zugewiesene Bett in einem Achterzimmer im zweiten Stock aufgesucht. Ich teilte den Raum mit einer Schar junger Mädels und zwei Jungs. Einer davon war Bernd, vermutlich in den Vierzigern und aktuell auf dem Rückweg von Sylt nach Mannheim. Weil die Küche bald schließen würde, war ich etwas in Eile, hatte nur kurz erzählt, dass ich auf dem Weg nach Nordspanien sei. „Doch nicht etwa zum Jakobsweg?“ hatte er gefragt. „Doch, wieso?“ hatte ich entgegnet. Jetzt waren wir beide baff. Auch Bernd war im letzten Jahr am camino gewesen, war von zu Hause bis ins Elsass und von Südfrankreich bis nach Santiago gepilgert. So hatten wir uns für später im Aufenthaltsraum verabredet, um Näheres über die Reise des jeweils anderen zu erfahren.

Kurz vor Thekenschluss erreichte ich die Essensausgabe. Eine freundliche „Küchenfee“ meinte es gut mit mir, belud meinen Teller mit einer sicher zweieinhalbfachen Portion Fisch, Bratkartoffeln und Pfannengemüse. Wenig später war Bernd, ein Glas Rotwein in der Hand, dazu gestoßen. Es war nur folgerichtig gewesen, und hatte mich schon nicht mehr sonderlich überrascht, dass die rote Flüssigkeit in Bernds Weinglas ein rioja war, ein Wein aus der Gegend, die direkt am Jakobsweg lag. Mein Gott, der camino Geist, war aber diesmal wirklich von Anfang an präsent, sogar lange bevor ich überhaupt in Spanien angekommen war. Zu erzählen gab es natürlich eine Menge, und wir saßen noch lange zusammen an diesem Abend. Ich hatte erwähnt, dass ich am nächsten Tag recht spät in Donostia, in der Nähe

von Irun ankommen würde und noch keine Übernachtungsmöglichkeit hätte. Daraufhin hatte Bernd ohne zu zögern angeboten, ein Zimmer für mich zu buchen. Er war im Gegensatz zu mir sehr versiert im Umgang mit seinem Smartphone, hatte schnell bei einer Agentur einen Pensionsnamen und die dazugehörige Adresse recherchiert, beides aufgeschrieben, um dann die Seite der Pension zu suchen und so die Telefonnummer des Vermieters in Erfahrung zu bringen und direkt, ohne den Umweg über die Agentur, buchen zu können. Weil ich annahm, dass Bernd spanisch spräche, hatte ich mich gefreut, dass er die Buchung für mich abwickeln wollte. Weit gefehlt! Bernd erledigte meine Zimmerbestellung mit seinem englischen Wortschatz, der meinem sehr ähnlich zu sein schien. Der Unterschied zwischen uns beiden war lediglich, dass Bernd keine Scheu hatte seine „paar Brocken“ Englisch einzusetzen. Das gab mir zu denken, zumal ein Freund im Vorfeld der Reise zu mir gesagt hatte, dass wir Deutsche meist Peinlichkeit dabei empfinden, eine fremde Sprache zu sprechen, wenn wir sie nicht perfekt beherrschen und, dass Menschen anderer Nationen oft ohne Vorbehalt die wenigen Worte einer fremden Sprache, die sie kennen, einsetzen, und sich damit zufriedenstellend verständigen. Das soll mir eine Lehre sein, dachte ich und nahm mir gleichzeitig vor, in diesem Jahr entspannter damit umzugehen.

8. APRIL / HAMBURG – SAN SEBASTIAN / AB NACH SPANIEN

Nach dem gemeinsamen Frühstück war Bernd aufgebrochen. Ich hatte noch genügend Zeit und so war ich erst gegen Mittag per S-Bahn zum Flughafen Hamburg Fuhlsbüttel gefahren. Dort brachte ich in Erfahrung, dass die Gepäckaufgabe für meinen Flug ab 13³⁰ öffnen würde. So war ich zeitig zum Iberia Schalter hinübergewandert und hatte begonnen meinen Rucksack in Frischhalte-Folie einzuwickeln. Bald hatte sich ein junger Mann zu mir heruntergebeugt und gefragt: „Warum tun sie das?“. Kurz war ich versucht zu antworten: „Damit

mein Gepäck frisch bleibt!“, hatte mich aber eines Besseren besonnen und wahrheitsgemäß geantwortet, dass man so vermeidet, dass Gurte oder Schnallen im Gepäckband hängen bleiben und der Rucksack beschädigt wird. Als der Schalter endlich öffnete war es schon deutlich nach halb zwei. Ich stand als Erster in der langen Schlange. Es wollte einfach nicht vorangehen. Sicher 20 Minuten stand ich am Schalter und vier Mitarbeiter der Iberia debattierten in spanischem Stakkato über die Aufgabe meines Rucksacks. Ich wusste nicht welches Problem mein Gepäck machte. Nach endloser Diskussion wandte sich einer der Herren schließlich an mich, um mir, jetzt in englischer Sprache, zu erklären, dass es nicht gelänge mir einen Beleg für die 30 Euro, die ich bezahlen musste, auszudrucken. Also hatte ich signalisiert, dass ich keine Quittung bräuchte und so konnte die Passagierabfertigung endlich fortgesetzt werden.

Ich machte mich dann sogleich auf die Suche nach Gate A38. Freilich musste ich vorher die Sicherheitskontrolle überwinden. Das nahm man hier in Hamburg scheinbar etwas genauer als im letzten Jahr in Santiago. Alle Taschen mussten vollständig entleert, Halstücher, Gürtel und Handgepäck in separate Plastikscheiden abgelegt werden, die dann vom Sicherheitspersonal unter die Lupe genommen wurden.

Zum Abfluggate war es ein weiter Weg. Ich begann zu ahnen, wie groß und weitläufig ein solches Flughafengelände sein konnte. Ganz am hinteren Ende des Gebäudes fand ich den gesuchten Ausgang. Mein Flug war auf der aktuellen Departure Tafel mit 16⁴⁰ angezeigt, fast eine Stunde später als die planmäßige Abflugzeit. Das hing wohl mit den Fluglotsenstreiks in Frankreich zusammen. Die meisten Air France Flüge waren inzwischen komplett gecancelt worden. Wie gut, dass ich bei Iberia gebucht hatte!

In der Wartehalle kam ich mit Frau Furtwängler ins Gespräch. Diesen Namen hatte ich ihr verpasst, weil eine gewisse Ähnlichkeit nicht zu leugnen gewesen war und die Dame auch sehr elegant auftrat. Sie

hatte Bedenken, dass unser Flug ganz ausfallen könnte, wie die von ihr ursprünglich gebuchte Verbindung mit Ryanair ab Bremen.

Plötzlich rollte ein Iberia- A320 an die Passagierbrücke. Kein Zweifel, das musste unser Flieger sein. Er war jetzt gar nicht viel später, als planmäßig, eingetroffen. Plötzlich ging alles ganz schnell. Mit nur noch einer halben Stunde Verspätung konnte die Reise in Richtung Spanien endlich losgehen.

Zügig hatte das Flugzeug die Startposition eingenommen. Nach kurzer Wartezeit donnerten die Turbinen, der Blechvogel nahm Geschwindigkeit auf, um am Ende der Startbahn endlich den Bodenkontakt zu verlieren und schnell an Höhe zu gewinnen. Das Ganze wirkte auf mich nicht so angestrengt wie beim Rückflug im letzten Jahr. Gewiss war die Maschine der Iberia neuer, vielleicht auch besser gewartet, als die Flieger der Billiglinien. Vielleicht bildete ich mir das aber auch nur ein und das Fliegen war in der Zwischenzeit einfach nur etwas routinierter geworden, für mich.

Das Wetter war klar an diesem Mittwoch im April. Tief unten war der Atlantik zu sehen. Über weite Strecken folgten wir der Küstenlinie. Gern hätte ich eine detaillierte Karte zur Hand gehabt, um festzustellen, wo genau wir uns gerade befanden. Unwirklich klein und fern sah die Welt dort unten aus. Erst am Golf von Biskaya, der zweifelsfrei auszumachen war, weil die Atlantikküste dort unten scharf nach rechts abknickte, hatte ich gewusst, dass wir jetzt die Gegend überflogen, die ich in wenigen Tagen durchwandern wollte. Die schiere Größe der sich unter uns ausbreitenden Gebirgsregion flößte mir gehörigen Respekt ein. Unvorstellbar mühsam erschien es aus diesem Blickwinkel, diese Weiten zu Fuß zu durchqueren. Fast bekam ich Bedenken, dass mich das geplante Vorhaben überfordern könnte. Die typische Vegetation der Pyrenäen, olivgrüne Gebirgszüge ohne Wald und Fels, schien sich endlos fortzusetzen. Wege waren von diesem erhabenen Ort aus nicht zu erkennen.

Ich glaubte, gehört zu haben, dass der Madrider Flughafen der höchstgelegene Airport Europas ist. Schneebedeckte Berge in der Nähe der spanischen Hauptstadt schienen diese Annahme zu bestätigen. Die Natur wirkte hier noch winterlich kalt, trist und nicht gerade zu einer Fernwanderung einladend.

Weil der Flieger schon etwas Verspätung gehabt hatte, war ich sofort losmarschiert, auf der Suche nach Gate K95, das sich offenbar auch hier wieder ganz am entgegengesetzten Ende des Flughafengebäudes befand. Ein Paar im frühen Rentenalter tauchte auf. Treckingkleidung und große Wanderrucksäcke ließen mich vermuten, dass die Beiden sich auch auf der Anreise zum camino befanden. Das hatte meine Nachfrage schnell bestätigt und so warteten wir die paar Minuten bis zum Einchecken gemeinsam. Die Zwei hatten für diese Nacht ein Hotelzimmer in Irun gebucht und planten den camino del norte, also den Küstenweg zu gehen.

Schnell suchten wir in der kleineren zweimotorigen Propellermaschine unsere Plätze auf. Hier war deutlich weniger Platz, als im Airbus 320. Eng eingepfercht saß ich auf meinem Fensterplatz. Wie sich bald herausstellte, hatte ich das Sitzpiktogramm am Gepäckfach falsch gedeutet und mein Platz wäre eigentlich der am Gang gewesen. Der nette Spanier, der sich auf meinen Nebensitz quetschte, sah aber darüber hinweg und ließ mich am Fenster sitzen. Mittlerweile war es schon nach 20 Uhr und es wurde schnell dunkel.

Eine gute Stunde später zog unser Flieger eine weite Schleife über einer Meeresbucht, die am Stadtrand lag. In der Dunkelheit des frühen Abends ließ das warme Licht der Straßenbeleuchtung die Stadt freundlich und überschaubar erscheinen. Ich fühlte mich willkommen.

Bald setzte das Flugzeug auf einer verwaisten Landebahn auf. Der Provinzflughafen Donostia, der zu San Sebastian gehörte, aber nicht weit von Irun lag, war jetzt am Abend menschenleer. Alle Geschäfte